

in Kapitel 3 die anthropologischen Untersuchungen zu Ritualen und kollektiven Erfahrungen, die in Frankreich in die berühmte Religionstheorie von Émile Durkheim mündeten, dem Joas vorwirft, individuelle Erfahrungen von Transzendenz zugunsten kollektiver Ekstase ignoriert zu haben.

Der direkte Vergleich zwischen Weber und Troeltsch in Kapitel 4 (aus dem Troeltsch als »Sieger« hervorgeht) führt in den zwei nachfolgenden Kapiteln zu Betrachtungen zum Konzept der »Achsenzeit« (Kapitel 5) und zur Kritik an drei zentralen Prozessbegriffen der Religionssoziologie: Rationalisierung, funktionale Differenzierung und Modernisierung (Kapitel 6).

Im Kapitel 7 skizziert Joas schließlich eine »Alternative« zur Lehre der »Entzauberung«. Anstelle von linearen Prozessbegriffen betont er auf der einen Seite die »anthropologische Universalität der Erfahrungen der ›Selbsttranszendenz‹ und der sich daraus ergebenden Zuschreibungen von ›Heiligkeit‹« (S. 440), auf der anderen die historisch und kulturell bedingten Kontexte, in denen diese Konstante ausgelebt wird. Dieses »Spannungsverhältnis« (S. 446) – in dem sich Macht, Religion und Politik gegenseitig bedingen – bildet Konstellationen für die Entstehung religiöser (oder zumindest religionsartiger) Formen der Sakralität, in der heutigen Welt nicht weniger als in der Vergangenheit.

Ob Joas' Genealogie der Entzauberung, so vielschichtig und gelehrt sie auch ist, viele Meinungen im Streit um das Thema Säkularisierung ändern wird, bleibt fraglich. Säkularisierung wird schon seit langem eher als komplexes und ambivalentes Phänomen denn als linearer und automatischer Prozess betrachtet, und die anhaltende Relevanz von Sakralität (wenn auch in säkularisierter Form) wird von den meisten Wissenschaftlern anerkannt. Dieses Buch zeigt zwar deutlich, wie widersprüchlich die Entstehung der Idee der »Entzauberung« verlief, beweist aber nicht, dass diese Geburtsfehler gegenwärtige Säkularisierungsthesen unbedingt untergraben.

John Carter Wood

2. Quellen und Hilfsmittel

PETER CHRISTIAN JACOBSEN (HRSG.): Die Geschichte vom Leben des Johannes, Abt des Klosters Gorze (Monumenta Germaniae Historica, Bd. 81). Wiesbaden: Harrassowitz 2016. VII, 629 S. ISBN 978-3-447-10559-0. Geb. € 80,00.

Das Vorwort der neuen Edition der Vita des Johannes von Gorze verdeutlicht die vielfältigen Probleme und Schwierigkeiten bei der Entstehung des Textes. Zwei Jahrzehnte eingehender Beschäftigung mit einer der zentralen Quellen der oberlothringischen Klosterreform des 10. Jahrhunderts sichern dem Herausgeber neben dem Dank der Leser und Benutzer auch ein Weiterleben in der Wissenschaft, wie man das von anderen Herausgebern der Texte der Monumenta Germaniae Historica nach fast zwei Jahrhunderten kennt. Die Einleitung (S. 1–119) führt umfangreich in das Werk ein. In den letzten Jahren König Heinrichs I. fand sich im Gebiet der drei Bischofsstädte Metz, Toul und Verdun eine Gruppe von Klerikern und Nonnen zusammen, die nach langem Suchen im Kloster Gorze ihren Platz fand, um dort ihrem benediktinischen Ideal zu folgen. Unter dem ersten Abt Einold hat Johannes von Gorze, der als Bauernsohn im Dorf Vandières südlich von Metz geboren worden war, von Anfang an die gesamte Wirtschaftsführung des Klosters übernommen. Die bald als Gorzer Reform bezeichneten Reformbemühungen wurden rasch zum Vorbild für viele lothringische Klöster.

Für die Anfänge des Klosters und die ersten Jahrzehnte des klösterlichen Lebens steht mit der Vita des Johannes von Gorze eine reichhaltige Quelle zur Verfügung. Als

Verfasser des Werkes wird der aus dem Gorzer Konvent stammende Mönch Johannes identifiziert, der um 960 Abt des Klosters St. Arnulf vor Metz wurde. Das unvollendet gebliebene Werk bricht mitten im Text ab. Es schildert den Abt Johannes nicht als Würde ausstrahlenden Mönch auf dem Weg zu Heiligkeit, sondern als Menschen mit guten und schlechten Seiten. Eingehend wird über die niedere Herkunft des Johannes berichtet, der aus einem Bauernhof in Vandières stammte. Trotz der niederen Herkunft war der Besitz des Vaters nicht klein. Zu diesem gehörte sogar eine Eigenkirche. Johannes von Gorze wurde um 905 geboren und in Metz, dann im Kloster St. Mihiel an der Maas ausgebildet. Graf Ricuin von Verdun hat ihn vermutlich als *dominus* der Familie gefördert. Die weitere Entwicklung des Johannes wird in der Vita ebenso aufgezeigt, wie die Vorgänge in dem als Reformkloster entstehenden Gorze. Johannes hat in den folgenden Jahren einen herausragenden Platz im Kloster Gorze eingenommen.

Die Biographie des Johannes wird hier vom Herausgeber zu einer Darstellung über die Entwicklung in Gorze erweitert und damit nicht nur zu einer Abhandlung der Klostergeschichte, sondern letztlich auch der oberlothringischen Klosterreform. Johannes stieg erst spät – vermutlich 967 – zum Abt seines Klosters auf, wobei seine niedere Herkunft eine Rolle gespielt haben dürfte. Er war schon am 7. März 974 anscheinend verstorben. Der Herausgeber schließt sich hier den Forschungen von Michel Parisse an. Die in der Vita behandelte Reise nach Cordoba als Gesandter Kaiser Ottos I. an den Hof des Kalifen Abd ur-Rahman III. war ein weiteres herausragendes Ereignis im Leben des Johannes. Der Herausgeber gibt hier einen tiefschürfenden Überblick über die Vorgänge in allen Einzelheiten, wobei selbst die Geschichte des Kalifenpalastes in Cordoba herausgearbeitet wird. Ein weiteres Kapitel der Einführung widmet sich der Bildung im Kloster Gorze im 10. Jahrhundert, wobei Johannes in der von ihm erworbenen und im Kloster neben seinen Aufgaben weiter entwickelten Bildung gezeigt wird. Der Autor der Vita wird trotz der wenigen über ihn bekannten Einzelheiten eingehend vorgestellt und in seinem Handeln untersucht. Der Herausgeber zeichnet dabei nicht nur ein umfassendes Bild des Verfassers der Vita, sondern stellt auch dessen Verhältnis zu dem in der Vita behandelten Mitbruder zusammen. In einem weiteren Kapitel wird die Handschrift der Vita beschrieben und näher untersucht, wobei die Schreiber behandelt werden, um sich dann mit den fünf Editionen der Vita zu befassen, um damit ein Gesamtbild der Überlieferung zu geben. Nach einem umfassenden Quellen- und Literaturverzeichnis beginnt die Edition des lateinischen Textes der Vita (S. 150–466) jeweils auf der linken Buchseite, während auf der rechten die deutsche Übersetzung steht. Da von der Vita nur eine einzige Handschrift vorliegt, ist der textkritische Apparat nicht sehr umfangreich. Dafür sind die Anmerkungen zum Text erheblich größer und geben an vielen Stellen neue, vertiefende Einblicke in die bedeutende Quelle der Ottonenzeit. Das Werk wird durch umfangreiche Register für den Leser und Benutzer sehr gut erschlossen. Nach einem Verzeichnis der zitierten oder erwähnten Stellen werden Autoren und Texte, *Consuetudines*, *Constituta* und *Regulae*, erwähnte Urkunden, Namen, Wörter und Junktoren aufgeführt, wobei überrascht, dass ein Ortsregister fehlt.

Die Vita, die in ihrer neuen Edition ein Desiderat der mediävistischen Forschung erfüllt, ist von dem Herausgeber nicht nur mustergültig ediert worden, sondern durch ihn mit vielen Anmerkungen sehr tief erschlossen, was sowohl die Geschichte des Klosters Gorze als auch die mit diesem so eng verbundene Reformbewegung in Oberlothringen näher erläutert. Johannes von Gorze, ein gelehrter Mönch des 10. Jahrhunderts, wurde vom Hof Ottos I. mit einer schwierigen und bedeutsamen Botschafterrolle betraut, obwohl er nach außen keine gewichtige, politische Rolle gespielt hat. Er dürfte aber eine wichtigere Rolle eingenommen haben als diese dem heutigen Leser erscheint. Der Her-

ausgeber hat versucht nachzuzeichnen, wie diese Mission an den Kalifenhof immer weiter auf der hierarchischen Stufenleiter nach unten gerutscht ist, um zum Schluss bei Johannes hängen zu bleiben. War der soziale Aufsteiger Johannes von Gorze hier aber tatsächlich der Stellvertreter des Stellvertreters? Ein Mann, der aus der Abgeschiedenheit seines Konvents plötzlich an den Hof des Kalifen nach Cordoba reist, um anschließend wieder in seinem Kloster zu verschwinden? Johannes von Gorze hat nach dieser Reise nach Cordoba vermutlich politisch und kirchenpolitisch in seiner Zeit eine gewichtigere Rolle eingenommen, als die Überlieferung erkennen lässt. Die Geschichte der Ottonenzeit wird durch die neue Edition der wichtigen Quelle vertieft erschlossen. Die Wissenschaft darf dem Herausgeber, aber auch seinen Unterstützern und Helfern für das Bereitstellen dieses Werks danken.

Immo Eberl

STIFTSBIBLIOTHEK ST. GALLEN (HRSG.): Notker Balbulus, Sequenzen. Ausgabe für die Praxis. St. Gallen/St. Ottilien: Verlag am Klosterhof/EOS Editions 2017. 174 S. m. zahlr. Abb. ISBN 978-3-905906-25-7. Geb. CHF 24,00.

Vorliegende Rezension folgt in etwa dem Inhalt des zu besprechenden Bandes: Einleitung/Geschichtlicher Hintergrund/Quellen und -verzeichnis etc.

Einleitung: Die Sequenzen des St. Galler Mönchs und Dichters Notker Balbulus († 912) gehören zu den großartigen Schätzen des Mittelalters. In ihnen erweitert Notker die Messliturgie um melodische und theologische Dichtungen, die zwischen dem Alleluia und dem Evangelium gesungen wurden, und die sich später mit seinem »*liber ymnorum*« europaweit verbreiteten. V. a. seine Pfingstsequenz »*Sancti spiritus assit nobis gratia*« wurde jahrhundertlang in ganz Europa gesungen. Bedingt durch die Entscheidungen des Trienter Konzils (1545–1563) wurde die populäre Gattung im römischen Messbuch von 1570 mit wenigen Ausnahmen aus der Liturgie der Messe verbannt.

Für die Geschichte der Kirchenmusik sowie für die Geschichte der religiösen Dichtung sind die Sequenzen dennoch auch heute noch von großer Bedeutung.

Der von Stefan Morent beschriebene geschichtliche Hintergrund: Die syllabische Austextung von gregorianischen Melodien (Melismen), d. h. von langen, textlosen Tonfolgen, um sie festbinden zu können, daran ist das Neue: Solche Austextungen erfolgten nicht durch bereits bestehende biblische Texte, sondern durch Neudichtungen.

Zur Quellenüberlieferung und zur Edition: Eingehend sind auch hier die Bemerkungen Morents zur Feststellung »*Nisi enim ab homine memoria teneantur, soni pereunt, quia scribi non possunt. – Wenn sie nämlich nicht vom Menschen im Gedächtnis behalten werden, vergehen die Töne, weil man sie nicht aufschreiben kann*«, so der Kirchenlehrer Isidor von Sevilla um 625 in seinen »*Etymologien*«, vermutlich deshalb, weil zwar eine Notenschrift, die einzelne Tonorte in Bezug auf ein Tonsystem benennen konnte, seit der Antike bekannt war, der genaue agogische Verlauf der Melodielinie jedoch nicht notiert werden konnte.

Die vorliegende Edition leistet dies: Sie erschließt zunächst die Melodien anhand der späten St. Galler und anderer Überlieferung. Grafisch optimal – rot – hervorgehoben, bietet Morents Edition die Neumenzeichen als präzisen Scan des Originals. Diese Neumenzeichen erlauben es, die Melodien dem genauen agogischen Verlauf entsprechend aufzuzeichnen (und zu interpretieren).

Zu Text und Übersetzung: Die Übersetzungen schufen Franziska Schnoor und Clemens Müller. Dabei entstanden Übertragungen »so zeilengenau wie möglich, aber so